

Michael Brenner

## **Wissenschaft des Judentums als Beruf**

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrter Herr Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, sehr geehrter Herr Rektor der Hochschule für Jüdische Studien, meine Damen und Herren,

mit ganz besonderen Gefühlen spreche ich heute zu Ihnen aus Anlass des 40-jährigen Bestehens jener Hochschule, in deren Matrikel ich mich vor 36 Jahren eingeschrieben habe. Damals erhielt ich eine noch zweistellige Immatrikulationsnummer, die Zahl der Studierenden war kaum größer als die der Dozenten und es herrschte eine allgemeine Aufbruchsstimmung in der kleinen Hochschule in der Friedrichstraße und ihrer koscheren Mensa in der Theaterstraße, in der uns der aus Lodz stammende ehemalige Boxer Ignatz mit traditionell üppigen osteuropäischen Gerichten bekochte. Was für ein Gegensatz zu den überfüllten Seminaren nebenan in der Universität und der Massenabfertigung in der großen Mensa dies war! Gewachsen ist sie inzwischen, die Hochschule, in neue Gebäude gezogen, und die Küche ist wohl auch etwas moderner und kalorienbewusster geworden – und dennoch hat sich die Hochschule einen Hauch jener Intimität bewahrt, die sie weiterhin wohltuend von den Großuniversitäten unterscheidet. Vor allem jedoch hat sie in den vergangenen vierzig Jahren mittlerweile mehrere Generationen von Absolventen hervorgebracht, darunter Religionslehrer, Rabbiner (die ihre Ordination anderswo erlangten) und Wissenschaftler – Akademiker, die in der zu Beginn des 19. Jahrhunderts begründeten Wissenschaft des Judentums stehen.

Über jene Absolventen, die in den beiden zurückliegenden Jahrhunderten diese Wissenschaft als Beruf anstrebten, möchte ich heute zu Ihnen sprechen und das Ganze im Kontext des Beziehungsgeflechts von Wissenschaft und Politik beleuchten. Am Beispiel der Münchner Revolution und Räterepublik werde ich auf den Zusammenhang auch zwischen Wissenschaft des Judentums und deutscher Politik hinweisen. Sozusagen als „tour guide“ steht mir ein berühmter Heidelberger Gelehrter zur Seite, der sowohl über Wissenschaft wie auch über Politik als Beruf reflektiert hat.

Am 7. November 1917 hielt Max Weber in einer Münchner Buchhandlung seinen vielgepriesenen Vortrag „Wissenschaft als Beruf“. Damit bezog er sich sowohl auf den Brotberuf des Wissenschaftlers wie auch auf dessen innere Berufung. Auch wenn damals die Bedingungen ganz andere waren, so kann man die Zeitlosigkeit in Webers Bemerkungen nicht übersehen. Etwa, wenn er gleich einmal die angehenden Akademiker warnte: „Denn es ist außerordentlich gewagt für einen jungen Gelehrten, der keinerlei Vermögen hat, überhaupt den Bedingungen der akademischen Laufbahn sich auszusetzen. Er muß es mindestens eine Anzahl Jahre aushalten können, ohne irgendwie zu wissen, ob er nachher die Chancen hat, einzurücken in eine Stellung, die für den Unterhalt ausreicht.“ Und eine ganz bestimmte Kategorie der angehenden Wissenschaftler, so Weber, sollte sich bei einer Bewerbung um wissenschaftliche Posten doch gleich Dantes Inschrift über der Höllentür zu Herzen nehmen: „Wenn junge Gelehrte um Rat fragen kommen wegen Habilitation, so ist die Verantwortung des Zuredens fast nicht zu tragen. Ist er ein Jude, so sagt man ihm natürlich: lasciate ogni speranza.“<sup>1</sup>

Ist er aber, so könnte man fortführen, nicht nur ein Jude, sondern gar ein Vertreter der Wissenschaft des Judentums, also dessen, was man heute Jüdische Studien nennt, so musste er nicht nur alle Hoffnung fahren lassen, sondern konnte sich nicht einmal Hoffnung machen auf eine Professur, denn eine solche gab es in Deutschland nicht. Weder im 19. Jahrhundert noch im späten Kaiserreich noch in der Weimarer Republik. Wollte man aus dem Studium der Wissenschaft des Judentums einen Beruf machen, so musste man eben außerhalb der Universitäten danach suchen.

Dabei existierten bereits frühzeitig Versuche, den Jüdischen Studien einen Platz an einer deutschen Universität zu eröffnen. Im Jahre 1838 drückte Leopold Zunz, sozusagen der Urvater der Disziplin, in einem Brief an seinen Lehrer Wilhelm Martin Leberecht de Wette die verzweifelte Lage von ihm und seinen Kollegen folgendermaßen aus: „Wenn ich mich in der Wissenschaft des Judentums, die den Inhalt meines Lebens ausmacht, nicht allseitig vervollkommne, so haben daran die Widerwärtigkeiten schuld, mit denen ein jüdischer Gelehrter zu kämpfen hat, der vielerlei sagen und tun muß, sein Dasein zu fristen, selten Mittel zu Reisen hat und der Anfeuerung durch einen belebenden Zuhörererkreis entbehrt. Und doch! Wie sehr täte die Besetzung eines Lehrstuhls für jüdische Literatur an unseren Universitäten not!“<sup>2</sup>

Zunz und seine Kollegen waren auch weiterhin den „Widerwärtigkeiten“ des Lebens von Wissenschaftlern ausgesetzt, denen die Anerkennung von Seiten der etablierten akademischen Zunft verwehrt blieb und deren Einnahmen aus ihrer akademischen Tätigkeit, in den Worten von Zunz’ „mit dem Einkommen eines Hühnerschächters in würdiger Parallele“ standen. Zehn Jahre nach jenem persönlichen Schreiben wandte sich Zunz nun offiziell, beflügelt durch das von ihm aktiv unterstützte revolutionäre Geschehen, an den preußischen Kultusminister. Am 25. Juli 1848 beantragte er die Errichtung eines Lehrstuhls für „jüdische Geschichte und Literatur der Juden aus dem Zeitraum der letzten zweitausend Jahre“. Er begründete dies damit, dass es sich um ein Gebiet handle, das an deutschen Universitäten nicht gelehrt werde, „da jüdische Wissenschaft mit den Juden in ein Ghetto verwiesen war. Das Ghetto ist gesprengt, aber die Verweisung geblieben.“

Die philosophische Fakultät der Berliner Universität setzte zur Beratung über diesen Vorschlag eine Kommission ein, der neben anderen angesehenen Gelehrten auch Leopold von Ranke angehörte und die den Vorschlag noch im gleichen Jahr ablehnte, was auch sofort auf Zustimmung des Ministeriums stieß. Als Hauptgrund wurde hierfür genannt: „Eine Professur, die mit dem Nebengedanken gestiftet würde, das jüdische Wesen in seiner Besonderheit... geistig zu stützen und zu bekräftigen, widerspräche dem Sinne der neuen die starren Unterschiede ausgleichenden Freiheit. Sie wäre eine Bevorzugung der Juden, ein Missbrauch der Universität.“ Da auch keine besonderen Professuren für preußische oder deutsche Geschichte bestünden, „wird es nicht zweckmäßig sein, daß die jüdische Geschichte aus dem wissenschaftlichen Verbände mit der allgemeinen herausgerissen werde.“

In der Praxis bedeutete diese so universalistisch klingende Begründung freilich, dass die Studenten der Berliner Universität reichlich zur preußischen und deutschen und einiges zur sonstigen europäischen Geschichte hören konnten, jedoch nichts zur nachbiblischen jüdischen Geschichte und Kultur. Daran sollte sich auch hundert Jahre nach Zunz’ Vorstoß prinzipiell nichts ändern. Die Lehreinrichtungen, die - oft auf hohem Niveau - jüdische Kultur vermittelten, waren theologisch orientiert mit teilweise unverhohlenen missionarischer Ausrichtung, wie etwa Franz Delitzschs Institutum Judaicum in Leipzig und später das von Hermann Strack gegründete

Institut gleichen Namens in Berlin. Die Konversion von Juden zum Christentum als ein Ziel der Ausbildung zukünftiger Theologen wurde hier offen propagiert und konnte somit schwerlich das Wohlwollen jüdischer Wissenschaftler erregen.

Diese gründeten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre eigenen Institutionen, die in erster Linie der Rabbinerausbildung dienten, aber ebenso zu Zentren wissenschaftlicher Arbeit wurden. Dem 1854 eingerichteten Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau folgten 1872 die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums und 1873 das orthodoxe Rabbinerseminar in Berlin. Führende Vertreter der Wissenschaft des Judentums wie Leopold Zunz und Moritz Steinschneider lehnten jedes Angebot ab, innerhalb dieses „neuen Ghettos der jüdischen Wissenschaft“ zu wirken und zogen ein Leben als unabhängige Forscher der Rabbinerausbildung vor.

Es gab freilich einen sehr bedeutenden jüdischen Philosophen und Vertreter der Wissenschaft des Judentums, der es im Kaiserreich zu einer Professur gebracht hatte: den in Marburg lehrenden Sohn eines Kantors und Absolventen des Jüdisch-Theologischen Seminars in Breslau, Hermann Cohen. Als Professor in Marburg lehrte Cohen jedoch Allgemeine Philosophie und trug entscheidend zur Kant-Renaissance bei. Erst als er nach seiner Emeritierung an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums unterrichtete, durfte er sich wieder der jüdischen Philosophie zuwenden und schrieb sein Alterswerk *Die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums*.

Eine gewisse Parallele zeigt sich nach dem Ersten Weltkrieg an der neuen Universität in Frankfurt am Main mit dem gescheiterten Versuch, eine Professur für Jüdische Religion und Ethik einzurichten. Eine niederrangige Dozentenstelle dieses Namens wurde hier zwar zu Beginn der zwanziger Jahre geschaffen und mit Martin Buber besetzt, doch als dieser 1931 tatsächlich den Professorentitel erhielt, war das „Jüdische“ plötzlich aus dem Namen der Professur verschwunden. Martin Buber war es, der bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts viel zur Popularisierung des Judentums beigetragen hatte. Seine chassidischen (Nach-)Erzählungen erfreuten sich so großer Popularität, dass Gershom Scholem später etwas abschätzig von der „Bubertät“ der deutschen Juden sprach. Buber begründete den christlich-jüdischen Dialog,

initiierte eine neue Bibelübersetzung und arbeitete bei Franz Rosenzweigs Jüdischem Lehrhaus in Frankfurt mit.

Die „Wissenschaft des Judentums als Beruf“ konnte er an deutschen Universitäten jedoch ebenso wenig wie vor ihm Hermann Cohen durchsetzen. Sobald Cohen und Buber zu Professoren berufen wurden, musste das Jüdische aus ihrem akademischen Wirken schwinden. Diese Tatsachen sind leidlich bekannt. Weniger bekannt dagegen ist, welchen Einfluss sowohl Cohens wie auch Bubers Philosophie in der Zeit des politischen Umbruchs nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland vor genau hundert Jahren zeigte. Um dies zu verstehen, müssen wir unseren Blick auf zwei politische Akteure richten, die in Cohen und Buber ihre Lehrmeister erkannten: Kurt Eisner und Gustav Landauer. Und wir müssen Max Weber zu seinem zweiten Vortrag in der Vortragsreihe „Geistige Arbeit als Beruf“ begleiten, den er am 28. Januar 1919 unter dem Titel „Politik als Beruf“ vor dem „Freistudentischen Bund. Landesverband Bayern“ in der Münchner Buchhandlung Steinicke hielt. Julie Meyer-Frank, eine jüdische Studentin, die an dem Vortrag teilnahm, berichtete, wie Max Weber mit einer kleinen Gruppe in ihrer Studentenbude die Diskussion noch bis spät nachts fortsetzte und über Fragen der Kriegsschuld und des moralischen Ansehens Deutschlands diskutierte: „Keiner von uns hat diese Stunde vergessen, in denen der Lehrer einer wertfreien Wissenschaft leidenschaftlich für seine Werte eintrat.“<sup>3</sup>

Während bei Webers Bemerkungen über „Wissenschaft als Beruf“ von 1917 noch die Wittelsbacher über Bayern herrschten, hieß nun der Ministerpräsident Kurt Eisner, und einer seiner engsten Vertrauten war der spätere Volkskommissar für Volksaufklärung, Unterricht, Wissenschaft und Künste, Gustav Landauer. Max Webers eigene eher distanzierte Haltung zu den Münchner Revolutionären ist bekannt. Er selbst kritisierte in seiner Münchner Rede diesen „Karneval, den man mit dem stolzen Namen einer ‚Revolution‘ schmückt“ und deren intellektuelle Träger „eine ins Leere verlaufende ‚Romantik des intellektuell Interessanten‘ ohne alles sachliche Verantwortungsgefühl“ treiben. „Denn mit der bloßen, als noch so echt empfundenen, Leidenschaft ist es freilich nicht getan.“ Neben der Leidenschaft vermisste Weber Verantwortungsgefühl und Augenmaß. Die wirkliche Herausforderung bestehe darin, „wie heiße Leidenschaft und kühles Augenmaß miteinander in derselben Seele zusammengezwungen werden können“.<sup>4</sup>

Während man heute die Münchner Revolutionäre als Bohemiens abtut, erkannten manche Zeitgenossen sehr wohl ihren akademischen Hintergrund und ihre geistigen Einflüsse. So berichtete der enge Vertraute Präsident Wilsons, George D. Herron, am 14. November 1918 voller Begeisterung an das US-Außenministerium: „Die Mitglieder der neuen bayerischen Regierung sind das Beste, das Deutschland zu bieten hat. Die neue Republik setzt sich fast vollständig aus Mitgliedern der Fakultät der Münchner Universität zusammen. Jeder Minister ist ein Mann von höchster persönlicher Integrität, und alle haben sich sowohl vor und seit dem Krieg fest gegen den deutschen Militarismus ausgesprochen.“<sup>5</sup>

Eisner und sein schon in jungen Jahren christlich getaufter Finanzminister Edgar Jaffé entstammten ebenso jüdischen Familien wie zahlreiche weitere Akteure der Revolution und der Räterepublik, darunter Eisners Privatsekretär Felix Fechenbach, sein enger Freund Gustav Landauer, sein Mitstreiter und späterer Mitbegründer der Ersten Räterepublik Ernst Toller, der immer wieder in der Öffentlichkeit auftretende Dichter Erich Mühsam, der führende Kopf der Zweiten Räterepublik Eugen Leviné und dessen kommunistischer Genosse Towia Axelrod, um nur die wichtigsten Namen zu nennen. Unser Augenmerk aber gilt dem Einfluss, den die beiden wichtigsten deutsch-jüdischen Philosophen ihrer Zeit, Hermann Cohen und Martin Buber, auf zwei der wichtigsten Protagonisten der revolutionären Ereignisse, nämlich Kurt Eisner und Gustav Landauer, ausübten.

Am 21. Februar 1919 reiste der Philosoph Martin Buber aus München ab, wo er seinen Freund Gustav Landauer besucht hatte. Im Zug erfuhr er, dass der von ihm bewunderte bayerische Ministerpräsident Kurt Eisner eben von einem Rechtsextremen ermordet worden war. Noch unter dem Eindruck der Gewalttat schrieb er an den Schriftsteller Ludwig Strauß, seinen späteren Schwiegersohn: „Eisner hatte ich in die Dämonie seiner zwiegespaltenen Judenseele hineingesehen, das Verhängnis strahlte aus seiner Glätte hervor, er war gezeichnet. Landauer wahrte sich mit äußerster Anstrengung der Seele den Glauben an ihn und deckte ihn, ein Schildträger von erschütternder Selbstverleugnung. Das Ganze eine namenlose jüdische Tragödie.“<sup>6</sup> Buber beobachtete bei seinem Besuch in München im Februar 1919 in aller Tragweite, was nur wenige Zeitgenossen, und zwar meistens die Antisemiten, wahrnahmen:

nämlich die jüdische Dimension der Ereignisse. Er hatte Eisner getroffen, er kannte das literarische Werk Erich Mühsams und die ersten Veröffentlichungen Ernst Tollers, Gustav Landauer hatte mehrere Artikel für seine Zeitschrift *Der Jude* beigesteuert. Vor allem aber war Buber einer der wichtigsten Mentoren Landauers.<sup>7</sup>

Was Buber für Landauer bedeutete, war Hermann Cohen für Eisner. Der junge Eisner lernte Cohen kennen, als er in Marburg Redakteur einer sozialdemokratischen Lokalzeitung wurde. Cohen wurde zur prägenden Persönlichkeit in Eisners Leben. In einem Artikel zu Cohens 70. Geburtstag schrieb Eisner: „Zuvor war mir niemand begegnet, der über mich auf die Dauer Gewalt gewonnen hätte. Später, als ich andere bisweilen fremde Wege ging, fand ich wohl manchen, dem ich in Ehrfurcht mich verbunden fühlte... Aber geistigen Einfluß auf das Innerste meines Wesens hat doch nur einer jemals gewonnen: Hermann Cohen, der Menschenbildner.“<sup>8</sup>

Cohens Verbindung von biblischer Prophetenlehre und kantianischer Ethik wie auch seine Sympathien für einen sozialistisch gedeuteten Messianismus waren Eisner sehr wohl bewusst.<sup>9</sup> Beeinflusst von Cohen, versuchte auch Eisner Bezüge zwischen Kantianismus und Marxismus herzustellen. Diese Zusammenhänge faszinierten Eisner mehr als Cohens Religionsphilosophie, auch wenn Martin Buber gerade diese betonte. Er schrieb über ihn und seinen Mitstreiter Gustav Landauer: „In der Tat sind sowohl Eisner als auch Landauer von dieser letztlich im Religiösen wurzelnden Tendenz beherrscht. Die Erde soll erneuert werden, das Reich Gottes kommt.“<sup>10</sup>

Trotz aller Kritik bewahrte Eisner zeitlebens Respekt vor der Kraft der Religionen, und insbesondere der biblischen Prophetenbücher. So wie Eisner den von ihm verehrten Cohen charakterisierte, so wurde auch er selbst in späteren Jahren und nach seinem Tod oftmals beschrieben: „Der Geist der alten Propheten vereinigte sich mit der klassischen deutschen Philosophie und Kunst, in denen er wiederum die Züge des Sozialismus aufdeckte.“<sup>11</sup> Und was er über Cohens Verhältnis zum Judentum schrieb, mag seinem eigenen nicht *ganz* so fern gestanden haben, wie es in der Geschichtsschreibung oft dargestellt wird: „Er liebt das Judentum (in seiner weltgeschichtlichen Reinheit), weil es keinen geistlichen Stand kannte, der das Wissen sich vorbehalten hatte;... weil es allererst dem Diesseits dient. Der jüdische Messias ist für Cohen die sittliche Menschheit der geschichtlichen Zukunft.“<sup>12</sup>

Hermann Cohen erlebte die Revolution von 1918 nicht mehr. Er starb im April jenes Jahres, zu einer Zeit, als sich die Lebenswege der beiden bereits getrennt hatten. Cohen hatte in seinen letzten Lebensjahren den Patriotismus der deutschen Juden unterstrichen und in mehreren Artikeln auf die Symbiose von jüdischer Ethik und deutscher Philosophie verwiesen. In Zeiten des Krieges sei es eine besonders wichtige Aufgabe der Juden, den Vorrang deutschen Kulturguts in der gesamten Welt zu verbreiten, so dass selbst die Juden in England und Frankreich, in Rußland und Amerika Deutschland als ihr geistiges Vaterland erblicken sollten.<sup>13</sup> Im gleichen Jahr, als Cohen seinen Aufruf „Deutschtum und Judentum“ (1916) verfasste, war Eisner Mitbegründer der gegen die Beteiligung am Krieg gerichteten Unabhängigen Sozialdemokraten. Als Cohen starb, verbüßte Eisner als Organisator des Munitionsarbeiterstreiks in München gerade eine Haftstraße.

Gustav Landauer ist unter allen mit der Revolution verbundenen Akteuren derjenige, für den die jüdische Spiritualität die größte Bedeutung hatte. Obwohl außerhalb der organisierten jüdischen Gemeinschaft stehend, fühlte Gustav Landauer sich zeitlebens tief verbunden mit den Werten der biblischen Propheten und zugehörig zu einer verfolgten Minderheit, die in seinen Augen bestimmte historische Entwicklungen aufgrund ihrer eigenen Erfahrung besser verstehen und wohl auch nachvollziehen konnte.<sup>14</sup> In seinem wohl wichtigsten Buch, *Aufruf zum Sozialismus*, stellte er klar, warum Juden und andere „Einsame und Abgesonderte“ besonders dazu berufen sind, Geschichte zu machen: „Sie können nicht wissen und nicht fassen, daß das, was Geschichte zu nennen ist, in den hohen Zeiten des Umschwungs nicht von den Philistern und Zeitgenossen... besorgt wird, sondern von den Einsamen, Abgesonderten...“<sup>15</sup>

Landauer hielt Reden vor zionistischen Gruppen, eröffnete das zum Zwecke der Begegnung zwischen mittellosen osteuropäischen Einwanderern und der jüdischen Kultur entfremdeten deutschen Juden eingerichtete Jüdische Volksheim mit einem Vortrag zum Thema Judentum und Sozialismus und schrieb für Martin Bubers Zeitschrift *Der Jude*. Wie viele der jüdischen Rebellen seiner Generation lehnte er das gesättigte, bürgerliche, religiös reformierte deutsche Judentum ab und stellte ihm ein lebendiges und spirituelles osteuropäisches Judentum gegenüber. Als Buber seine chassidischen *Geschichten des Rabbi Nachman* (1906) und zwei

Jahre später die *Legende des Baal Schem Tov* (1908) in der von ihm interpretierten Leseweise veröffentlichte, gehörte Landauer zu der großen Zahl enthusiastisch Begeisterter. Er veröffentlichte auch eine ausführliche Rezension über die Legenden, in der sein eigenes Verhältnis zum Judentum deutlich wurde: Judentum ist für ihn keine „äußere Zufälligkeit“, sondern eine „unverlierbare innere Eigenschaft“. <sup>16</sup>

Auch das Verhältnis zwischen Landauer und Buber stand, wie das zwischen Cohen und Eisner, während des Krieges vor einer Zerreißprobe. Als Buber im Vorwort zur ersten Ausgabe seiner neuen Zeitschrift *Der Jude* im Kriegserlebnis auch das Positive für das Entstehen eines neuen Gemeinschaftsgefühls sieht, distanziert sich Landauer von dem Freund, den er nun „Kriegsbuber“ nennt.<sup>17</sup> Er entgegnet ihm in den Worten eines Pazifisten: „Schade um das jüdische Blut, jawohl; schade um jeden Tropfen Blut, der in diesem Kriege vergossen wird; schade um die Menschen; schade auch, daß Sie sich in diesen Krieg hineinverirrt haben.“<sup>18</sup>

Doch nach dem Krieg erholt sich die Freundschaft zwischen Landauer und Buber wieder. Aus München berichtet Landauer Buber über die Errungenschaften der Revolution: „Ein neuer Sozialismus, der den alten fortsetzt und umsetzt, bereitet sich in den schöpferischen Geistern des Zeitalters — nicht zuletzt in den jüdischen. Vielleicht beginnt jetzt erst wahrhaft die schöpferische Periode des sozialistischen Ideals.“<sup>19</sup> Als einziger der in die Geschehnisse Beteiligten erkennt Landauer auch eine jüdische Dimension der Revolution. So schreibt er am 2. Dezember 1918 an Buber: „Lieber Buber, Sehr schönes Thema, die Revolution und die Juden. Behandeln Sie dann nur auch den führenden Anteil der Juden an dem Umsturz.“<sup>20</sup> Buber schrieb diese Geschichte nicht. In einer solchen Geschichte hätte die Trauerfeier für den ermordeten bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner am 26. Februar 1919 auf dem St. Martinsplatz vor dem Münchner Ostfriedhof einen besonderen Platz eingenommen. Sie war ein Ereignis, das in der Geschichte des deutschen Judentums einmalig dasteht. Ein jüdischer Deutscher, der wenig später selbst Regierungsverantwortung in der bayerischen Räterepublik übernehmen sollte, hielt die Grabrede auf einen jüdischen Ministerpräsidenten, der drei Monate zuvor die sieben Jahrhunderte regierende Dynastie der Wittelsbacher gestürzt hatte. Beide hatten sich schon lange von der Religion ihrer Vorfahren losgesagt, und doch wussten beide genau, dass sie ihre Bande mit der jüdischen Gemeinschaft nicht lösen konnten. So hielt Gustav Landauer es für angebracht,

am Sarg des ermordeten bayerischen Ministerpräsidenten, vor Zehntausenden von Trauergästen, darauf zu verweisen, wer Kurt Eisner gewesen ist: „Kurt Eisner, der Jude, war ein Prophet, weil er mit den Armen und Getretenen fühlte und die Möglichkeit, die Notwendigkeit schaute, der Not und Knechtung ein Ende zu machen.“<sup>21</sup>

Was Landauer nicht ahnen konnte: Eisner blieb, neben dem ebenfalls kurzzeitig 1919 in Preußen agierenden Paul Hirsch, der einzige Jude, der je an der Spitze eines deutschen Flächenstaats stand. Kurt Eisner, der Jude. Dies sollte ihm vor allem von den Antisemiten immer wieder entgegengehalten werden. Unter anderem von einem jungen Gefreiten, der während Eisners Regierungszeit nach München zurückkehrte und später in seiner in der Landsberger Festungshaft geschriebenen Schrift *Mein Kampf* den Zusammenhang zwischen dem was er „Judenherrschaft“ nannte und seinem politischen Erwachen herstellen wollte. Auch Max Weber, der Anfang 1919 als Professor nach München berufen wurde, sah bereits wenige Tage nach der Revolution in München im November 1918 den Antisemitismus voraus, den ein Jude an der Spitze des Staates hervorrufen würde. Der neue Finanzminister Edgar Jaffé war sein Schüler, mit seiner Frau Else hatte Weber ein Verhältnis. Er schrieb ihr, ihr Mann werde seine neue Aufgabe sicher gut lösen: „Nur traue ich der Dauer vorerst noch nicht. Der Separatismus erhebt sein Haupt, wird sich antisemitisch garnieren...“<sup>22</sup>

Weber kannte auch andere der während der Revolution und der beiden Räterepubliken tätigen jüdischen Revolutionäre aus nächster Nähe. Der neue Präsident des Zentralwirtschaftsamtes, der angesehene Wirtschaftswissenschaftler, Otto Neurath, hatte bei Weber in Heidelberg eine Privatdozentenstelle in Heidelberg inne. Ernst Toller, führender Kopf der ersten Räterepublik im April 1919, hatte er im September 1917 auf der Lauensteiner Tagung kennengelernt. Auch wegen der Nähe zu Weber schrieb Toller sich zum Wintersemester 1917 als Student an der Universität Heidelberg ein, wo er das für einen angehenden jüdischen Revolutionär etwas pikante Promotionsthema „Schweinezucht in Ostpreußen“ anging.

Eisner wurde am 21. Februar 1919 von einem Rechtsradikalen erschossen, Gustav Landauer am 2. Mai desselben Jahres nach Niederschlagung der Räterepublik brutal gefoltert und ermordet, Max Weber starb einen Monat später an den Folgen der Spanischen Grippe in München. Der

junge Leo Löwenthal, der später eine der Säulen der Frankfurter Schule werden sollte und sich gerade in München aufhielt, teilte am 17. Juni 1920 seinen Eltern mit: „Eisner ist tot, Gustav Landauer, nun auch Max Weber... Zwei Juden und der dritte ein großer Philosemit. Juden als Geistige, als Revolutionäre, als Vorkämpfer, alle gemordet! Wenn unser Beruf auf Erden es ist, Vorkämpfer zu sein, Kündler neuen Geistes, Bahnbrecher durch Revolution, so naht der Gedanke, ob nicht unsere Aufgabe schöner und fruchtbarer gelöst würde, wenn wir zusammen zu einer engen Gemeinschaft uns schlössen.“

„Wissenschaft als Beruf“ und „Politik als Beruf“ liegen – nicht nur im München der Jahre 1918/19 – weniger weit entfernt voneinander als manchmal vermutet wird. Die Wissenschaft des Judentums hat mitunter beide Bereiche miteinander verbunden. Juden, und eben auch jüdische Wissenschaftler, beteiligten sich oftmals an den Revolutionen – bereits 1848 unterstützte Leopold Zunz den Kampf gegen die Reaktion – oder waren Mentoren von Revolutionären. Dies hatte viele Gründe, aber der vielleicht wichtigste war die politische Misere des deutschen Judentums: bis zur Reichsgründung 1870 entbehrten sie der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung, und auch danach stiegen sie weder in hohe Staatsämter oder in Offiziersränge auf. Von der einzigen Ausnahme des hier in Baden amtierenden Finanzministers Moritz Ellstätter abgesehen, wurden sie während des Kaiserreichs nie in Ministerrollen berufen. Sie waren politisch reif und akademisch hervorragend ausgebildet, wurden aber weiterhin als Staatsbürger zweiter Klasse betrachtet. Dies erzeugte jene Spannung, die sich dann nach der Revolution von 1918 entlud. Dass die Wissenschaft des Judentums darin auch eine Rolle spielte, war bisher wenig bekannt.

Ich selbst habe über diese Zusammenhänge zuerst an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg gelernt, und zwar in meinem ersten Semester im Jahre 1983, als ich ein Seminar von Professor Michael Graetz über jüdische Revolutionäre besuchte. Dreieinhalb Jahrzehnte später habe ich versucht, die damals erhaltenen Inspirationen in mein Buch *Der lange Schatten der Revolution* einfließen zu lassen.<sup>23</sup> Ich möchte meine heutigen Ausführungen dem Andenken an den vor kurzem verstorbenen früheren Rektor der Hochschule für Jüdische Studien, Professor Michael Graetz, widmen.

Meine Damen und Herren, es gehört zu den bitteren Ironien der Geschichte, dass es erst nach der weitgehenden Vernichtung des deutschen Judentums zur Errichtung von Instituten und Lehrstühlen für das Studium der Judaistik und Jüdischen Studien in Deutschland kam. Dass diese aber nicht nur der Erforschung einer untergegangenen Kultur dienen, sondern einen wichtigen Beitrag zur Neugestaltung des jüdischen Lebens in Deutschland leisten, das gewährleistet die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg seit 40 Jahren. Hier wird keineswegs in einem Elfenbeinturm dem Judentum ein „ehrenvolles Begräbnis“ bereitet, wie dies angeblich Moritz Steinschneider vor 150 Jahren als Aufgabe der Wissenschaft des Judentums formulierte, sondern der Fortbestand jüdischer Gemeinden garantiert, im Sinne von Martin Bubers Ansatz einer „Jüdischen Wissenschaft“. Dass dazu auch die Herausbildung eines politischen Bewusstseins innerhalb der Gesellschaft, in der wir leben, gehört, auch dies haben uns Leopold Zunz, Hermann Cohen und Martin Buber gelehrt.

Es gibt heute in Deutschland wieder Juden und jüdische Gemeinden, doch vergeblich sucht man nicht nur nach jüdischen Mitgliedern des Bundestags oder gar Ministern, sondern auch nach jüdischen Philosophen, die einem Hermann Cohen oder Martin Buber das Wasser reichen können, oder nach intellektuellen Rabbinerpersönlichkeiten vom Schlage eines Leo Baeck. Auch wenn die jüdische Gemeinschaft in Deutschland zahlenmäßig enorm gewachsen ist und wenn es heute eine vielfältige Landschaft der Jüdischen Studien und Judaistik mit mehreren Instituten und Professuren gibt, so kann man nicht übersehen, dass sich im geistigen wie im politischen Bereich das deutsche Judentum auch nach über sieben Jahrzehnten nicht von der Katastrophe des vorigen Jahrhunderts erholt hat. So steht die Hochschule für Jüdische Studien weiterhin vor großen Herausforderungen in der zukünftigen Gestaltung deutsch-jüdischen Lebens. Diese Herausforderungen bestehen nicht nur darin, künftige Beamte der jüdischen Gemeinden auszubilden, sondern eine neue geistige Führungsschicht deutscher Juden hervorzubringen, die sowohl in jüdischen Dingen versiert ist wie auch aktiv an der politischen Gestaltung unserer Gesellschaft teilhat. In einer Zeit, in der politische Rattenfänger Erfolge feiern und der Antisemitismus erschreckende Ausmaße annimmt, ist dies wichtiger denn je. Möge die Hochschule diese Herausforderung annehmen und noch lange zum Wohle der deutsch-jüdischen Gemeinschaft und der Bundesrepublik Deutschland wirken.

- 
- <sup>1</sup> Max Weber: Wissenschaft als Beruf. Mit zeitgenössischen Resonanzen und einem Gespräch mit Dieter Henrich herausgegeben und eingeleitet von Matthias Bormuth, Berlin 2017. Online: [https://www.molnut.uni-kiel.de/pdfs/neues/2017/Max\\_Weber.pdf](https://www.molnut.uni-kiel.de/pdfs/neues/2017/Max_Weber.pdf), S. 481.
- <sup>2</sup> Siehe hierzu ausführlich: Michael Brenner, Jüdische Geschichte an deutschen Universitäten: Bilanz und Perspektive, in: *Historische Zeitschrift* 266 (1998), S. 1-21.
- <sup>3</sup> Julie Meyer-Frank, „Erinnerungen an meine Studienzeit“ (1958), in Hans Lamm, *Vergangene Tage*, S. 214.
- <sup>4</sup> Max Weber: Politik als Beruf, in: *Max Weber Gesamtausgabe* Bd. 17, hrsg. von Wolfgang J. Mommsen, 1992.
- <sup>5</sup> United States National Archives, Records of the Department of State Relating to Internal Affairs of Germany, 1910–29. Microcopy No. 336 / Roll 33 862.00 Political Affairs; 862.01 Government.
- <sup>6</sup> Martin Buber an Ludwig Strauß, 22.2.1919. In: Grete Schaeder (Hrsg.), *Martin Buber. Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, Bd. II: 1918–1938. Heidelberg 1973, S. 29.
- <sup>7</sup> Gustav Landauer an Margarete Faas-Hardegger, 20.10.1908. In: Martin Buber (Hrsg.), *Gustav Landauer. Sein Lebensgang in Briefen*, Bd. 2. Frankfurt am Main 1929, S. 218.
- <sup>8</sup> Kurt Eisner, Hermann Cohen: Zum 70. Geburtstag des Philosophen (4. Juli 1912). In: Kurt Eisner, *Die halbe Macht den Räten. Ausgewählte Aufsätze und Reden*, hrsg. v. Renate und Gerhard Schmolze. Köln 1969, S. 122–135, hier: S. 125. Teilweise erschienen in *Münchener Post*, 5. bis 6. Juli 1912.
- <sup>9</sup> Jörg Hackeschmidt, Die hebräischen Propheten und die Ethik Kants. Hermann Cohen in kultur- und sozialhistorischer Perspektive. In: *Aschkenas* 5 (1995), S. 121–129.
- <sup>10</sup> Gerhard Schmolze, *Revolution und Räterepublik in München 1918/19 in Augenzeugenberichten*. Düsseldorf 1969, S. 21.
- <sup>11</sup> Kurt Eisner, Hermann Cohen: Zum 70. Geburtstag des Philosophen (4. Juli 1912). In: Kurt Eisner, *Die halbe Macht den Räten*, S. 127.
- <sup>12</sup> Ebd., S. 134.
- <sup>13</sup> Hermann Cohen, *Deutschtum und Judentum. Mit grundlegenden Betrachtungen über Staat und Internationalismus*. Gießen 1916.
- <sup>14</sup> Zitiert in Heinz-Joachim Heydorn (Hrsg.), Vorwort. In: Gustav Landauer, *Aufruf zum Sozialismus*, Frankfurt a. M. 1967, S. 23.
- <sup>15</sup> Gustav Landauer, *Aufruf zum Sozialismus*, S. 57–58.
- <sup>16</sup> Gustav Landauer, Die Legende des Baal Schem. In: *Das literarische Echo* 1.10.1920; Siehe: Hanna Delf (Hrsg.), *Gustav Landauer: Dichter. Ketzer Außenseiter. Essays und Reden zu Literatur, Philosophie, Judentum. Gustav Landauer Werkausgabe*, Bd. 3. Berlin 1997, S. 162–170.
- <sup>17</sup> Landauer an Buber, 12. Mai 1916. In: Schaeder (Hrsg.), *Martin Buber. Briefwechsel* (wie Anm. 6), S. 433.
- <sup>18</sup> Ebd., S. 437.
- <sup>19</sup> Martin Buber, Die Revolution und wir. In: *Der Jude* 3/8–9 (1918–1919), S. 345–347.
- <sup>20</sup> Landauer an Buber, 2.11.1918. In: Schaeder (Hrsg.), *Martin Buber. Briefwechsel*, (wie Anm.6), S. 15.
- <sup>21</sup> Gedächtnisrede Gustav Landauers, abgedruckt in *Münchener Neueste Nachrichten*, 27.2.1919.
- <sup>22</sup> Max Weber an Else Jaffé, in: Krumeich und Lepsius, *Max Weber Gesamtausgabe*, Bd. II/10,1, S. 303-304.
- <sup>23</sup> Michael Brenner, *Der lange Schatten der Revolution. Juden und Antisemiten in Hitlers München, 1918-1923*, Berlin 2019.